

Nr. 25. Posen, den 23. Juni. 1895.

's Zischkerl.

Eine Erzählung aus dem Paznaun von Arthur Achleitner.

(Fortsetzung.)

Ein prächtiger Morgen ist angebrochen, die Ferner glitzern herein durch die Seitenthäler, und helles Sonnengold ist über der Alpenlandschaft ausgegossen.

So schön der junge Morgen aber ist, der Respizient hat kein Verständniß dafür. Er wartet ingrimmig auf den Lehrbuben, der ihm seine ausgebesserten Stiefel bringen soll; ohne die kann er nicht ausgehen, da er nur ein Paar besitzt, die nun schon den ganzen gestrigen Tag beim Schuster liegen. Noch einen Tag will er aber nicht unfreiwillig Stubenarrest halten, außerdem gilt es heute, die Augen aufzuhalten, heute muß der Respizient selber Außendienst machen, dem Seppele ist nicht zu trauen.

Es wird sieben Uhr und die Stiefel sind noch nicht da. Es schlägt acht und kein Lehrbub läßt sich sehen. Der Zollbeamte wird von Stunde zu Stunde immer grimmiger als Gefangener des boshaften Schusters, der die Stiefel nicht schickt.

Gegen Mittag entschließt sich der Respizient in Gottes Namen den kurzen Weg zum Schuster in Hausschuhen zu machen. Allein wie er eben zur Thür hinaus will, fallen vom längst umdüsterten wolkenbehangenen Himmel die ersten schweren Tropfen. Gleich darauf prasselt ein Gewitterregen herab, es flammt der Himmel, fahle Blitze zucken durch die schwarzen Wolken. Gefangen! Eine wahre Wuth erfaßt den Beamten, der in seiner Stiefelnoth ein Sklave des Bergschusters geworden ist.

So vergeht der Nachmittag, bis die Patrouillen vom Lorein und aus dem Fimberthal zurückkommen, pudelnasse Finanzer mit dem Bericht, daß keine Schmuggler wahrzunehmen waren. Flugs muß einer der Aufseher zum Schuster, um die Stiefel zu holen, gleichviel ob sie fertig sind oder nicht. Die Antwort vom alpinen Fußbekleidungskünstler machte den Respizienten hüpfen vor Wuth: Die Stiefel des Herrn Respizienten wären aus Versehen vom Lehrbuben zum Höfler Seppele getragen worden, und 's Seppele wäre gleich nach Empfang mit des Herrn Respizienten Stiefel auf die Alm gegangen!

Ein Schrei der Wuth gellte durch die Finanzwach-Kaserne. Das soll der Schuft büßen! Aber nun Stiefel her, gleichgültig von wem sie sind! Der Respizient zwängt die Füße hinein, und alle verfügbaren Mannschaften müssen sofort aufs Jamthaler Joch, gleichgültig ob die Leute müde sind zum Umfallen. Es ist ja gar kein Zweifel, daß wieder einmal ein Hauptschlag abgekartet war: Seppele führt einen Zug herüber und noch dazu in den Stiefeln des Respizienten! Es ist himmelschreiend, wie frech die Lumpen sind!

Die Finanzer stürmen hinaus ins tosende Gewitter, um so rasch als möglich den Paß am Jamthaler Gletscher zu erreichen. Das dauert aber in dem tobenden Unwetter immerhin Stunden. Der Weg ist weit, und durch den strömenden Regen nicht zum besten, Bergbäche stürzen von den Hängen und vermuhren den Almpfad. Der Respizient möchte heulen vor Schmerz in den engen, fremden Stiefeln, die ihn drücken und reiben, aber der Dienst fordert unerbittlich den Marsch auf das Joch. Und wie ihn das Gefühl quält, wahrscheinlich dennoch zu spät zu kommen! Wenn freilich der Seppele erst heute früh aufgebrochen ist, dann kann der Paß von der Grenzwache besetzt sein, ehe die Pascher den Rückweg angetreten haben. Doch wer bürgt dafür, daß der Malefiz-Schuster die Wahrheit gesagt hat? Ist Seppele aber schon gestern fort, dann haben die Schwärzer die Grenze längst überschritten, und Fuchs wird auch zu spät aufs Joch gekommen sein. Und was ist einer gegen die vereinigte Bande! Vielleicht liegt Fuchs schon erschossen auf dem Eise des Gletschers! Dann hat der Vorstand den Mann geopfert! Man schickt nicht einen Mann allein aus gegen einen Trupp wohlorganisirter Schwärzer, den Mann hat dann der Respizient auf dem Gewissen, wehe, wenn die Direktion davon Kenntniß erlangt! Es friert den Beamten bei diesem Gedanken, wiewohl ihm der Schweiß aus allen Poren dringt.

In mühsamem, angestrengtem Steigen ist der Almgrund von Schnapfentheja erreicht. Wie ausgestorben erscheinen die Hütten, nur das Unwetter tobt mit der vollen Wucht der entfesselten Elemente, das Eis am nahen Ferner kracht und bildet neue Spalten. Wehe dem, der das Gletscherfeld jetzt zu überschreiten hat!

„Die Almhütten revidiren!" befiehlt mit zitternder Stimme der erregte Beamte, und gleich darauf dröhnen die Kolbenstöße an den Hüttenthüren.

„Hierher!" ertönt ein Ruf durch den brausenden Sturm, und bei dem schwindenden Tageslicht eilt die Mannschaft mit dem Respizienten der Hütte zu, aus welcher der Ruf ertönte.

Auf der Bettstatt der Sennerin liegt Fuchs mit schrecklich aufgeschwollenem Kopf, schier unkenntlich, stöhnend vor Schmerz. Zischkerl und die Sennerin sind eifrig bemüht, durch aufgelegte frische Erde dem gräßlich zugerichteten Kopfe des armen Finanzers Kühlung zu verschaffen.

„Was ist geschehen?" fragt der Respizient.

„As sall wissa mir nit!" antworten die Mädchen.

„Der Fuchs ist ja furchtbar zugerichtet, gräßlich zerstochen von Insektenstichen!"

„Ich hab' ihn an der Firnzunge liegen gefunden und den Armen auf Schnapfentheja herunter tragen lassen. Mehr woß i nit!" betheuert Zischkerl.

„Pflegt ihn weiter! Und nun marsch aufwärts, wir müssen das Joch noch besetzen vor dem völligen Einbruch der Nacht!" befiehlt der Respizient.

Seufzend vor Ermattung gehorcht die kleine Mannschaft dem Befehl und klettert im strömenden Regen aufwärts der Gletscherzunge zu, bis der hochgeschwollene Eisbach Halt gebietet. Ein alter Finanzer, ergraut in dem beschwerlichen Dienst, warnt nun vor jeder Ueberstürzung, denn das Unwetter hat das Eisfeld verändert, ein Betreten desselben jetzt bei Nacht bedeutet sichern Tod. Sind die Schwärzer noch oben, dann rennen sie selber in's Verderben und sind sie vorher herunter, dann nützt alles Hinaufstürmen ohnehin nichts mehr.

Der Logik dieser Ausführungen kann sich der erbitterte Respizient nicht verschließen, aber umzukehren kann er nicht über sich bringen, es muß wenigstens die Nacht über gewartet werden, ob nicht doch die Schwärzer irgendwie noch den Abstieg versuchen. Die wetterharten Gesellen könnten doch trotz allen Gefahren der neu gebildeten Spalten die Ueberschreitung des Eisfeldes erzwingen wollen, das schauerliche Unwetter begünstigt ja den nächtlichen Marsch. Hinter Moränenblöcken versteckt lauert die Finanzwache nun die kalte Nacht hindurch auf die Schwärzer, naß bis auf die Knochen, frierend, die Büchse krampfhaft in den erstarrten Händen haltend. Und wenn die müden Augen zufallen wollen, reißt das Pflichtgefühl die Lider wieder auf; der unerbittliche Dienst kennt keine Ruhe, kein Erbarmen. Auch der Respizient ist müde und matt zum Umfallen, doch darf er am allerwenigsten der Körperschwäche nachgeben; er ist der Chef und muß der Mannschaft ein Beispiel von unentwegter Diensttreue geben.

Langsam vergeht die Nacht. Der Regen hat aufgehört, dichter Nebel erfüllt den Thalkessel auf der unwirthlichen Höhe; nichts hat sich ereignet, Niemand ist gekommen, die Mannschaft hat wieder einmal eine böse Nacht nutzlos geopfert. Mit steifen Gliedern, durchfroren, daß die Zähne klappern, wird der Rückmarsch angetreten. Die armen Finanzer! Sie sind so durchnäßt, daß selbst der Tabakbeutel trieft und nicht einmal die Pfeife angebrannt werden kann. Sie rauchen kalt und haben lediglich das „G'stemm" im Munde. Einige schieben etwas nassen Tabak in den Mund zum Kauen, ein kärgliches Frühstück auf einsamer Höhe.

Bis die Finanzer auf den Almgrund von Schnaphentheja herabgelangt sind, ist die Steifheit der Gliedmaßen verschwunden, dafür macht sich aber das Bedürfniß nach warmer Suppe unabweisbar geltend. Davon will der Vorstand nichts wissen, er kennt die Folgen einer Inanspruchnahme von Sennerdiensten; allein den gehorsamsten Vorstellungen des alten Grenzaufsehers vermag er sich doch nicht zu verschließen. Die Leute haben in Folge des unerwartet befohlenen Aufbruches weder Mittag- noch Abendessen zu sich nehmen können, jetzt am frühen und bitterkalten Morgen nach einer Dienstleistung von nahezu zwei Tagen und zwei Nächten war eine kurze Rast und warme Nahrung dringendst von Nöthen. Da außerdem auch nach dem so sonderbar verunglückten Fuchs gesehen und Anordnung für dessen Verbringung hinab zur Station getroffen werden muß, so giebt der Respizient schließlich doch den Befehl, auf der Schnapfentheja Rast zu halten.

Gern kocht die Sennerin den Leuten Almmus und Milchsuppe, indeß der Respizient sich nach dem Fuchs umsieht. Der Arme ist schauerlich zugerichtet, kaum daß er die Augen zu öffnen vermag, so gräßlich sind ihm die Backen und Lider verschwollen; der Nacken ist förmlich zerfleischt, die Lippen aufgedunsen, daß Fuchs kaum sprechen kann, und die Hände sind klumpenähnlich. Der Respizient muß das Ohr fast auf Fuchsens Lippen legen, um zu verstehen, was der böse zugerichtete Finanzer sagen will.

Wie das Unglück geschah? Fuchs ist seinem Auftrag gemäß ins Jamthal gestiegen trotz Sturm und Regen und hat sich bis zur Moräne aufwärts geschlichen, wo er unerwarteter Weise auf einen Galtürer Burschen stieß, der vom Joch kommend einen Sack herabtrug. Der verdächtige Mensch wollte Kehrt machen, blieb aber auf Anruf stehen, zumal Fuchs das Gewehr in Anschlag brachte. Auf die Frage, was der Sack enthalte, habe der Kerl lakonisch geantwortet: „Wepsen (Wespen)!"

Das glaubte Fuchs natürlich nicht, riß dem Burschen den federleichten Sack von der Schulter, öffnete ihn und ein Schwarm erzürnter Wespen fuhr dem erschrockenen Grenzer ins Gesicht. Der Bursche hatte ein Wespennest, dem jeder Gebirgler aus dem Wege geht, in seinen Sack geborgen und durch diese Gefangenschaft wurden die Insekten begreiflicher Weise völlig wüthend. Sie überfielen in dichtem Schwarm den armen Finanzer, der bald von den furchtbaren Stichen ohnmächtig wurde.

„Offenbar der Vortrab der Schmuggler!" sprach der Respizient vor sich hin. Und einer plötzlichen Eingebung folgend, fragte er laut: „Wo ist denn 's Zischkerl?"

„Sall ischt gleich nach Enk auf Galtür hamg'gangen," lautete die Antwort der Sennerin.

Nun muß sich der Beamte selber sagen, daß der Pascherzug wieder einmal erfolgreich durchgeführt worden ist. Die Kette der Schlußfolgerungen greift Glied für Glied ineinander: die Stiefel, der Alpmeister, der Wespensack und vermuthlich auch das Verschwinden Zischkerl's von der Alm. Und all' dem machtlos, ja hilflos gegenüber zu stehen, das ist bitter für den überlisteteten Beamten, der sich noch dazu selber den Schwärzern durch Auslieferung seiner ausbesserungsbedürftigen Stiefel in die Hände gegeben hat. Die fremden Schuhe haben neues Unheil gestiftet: der Respizient ist außer Stande, weiter zu gehen, die Füße sind furchtbar aufgeschwollen, man muß ihm die Schuhe von den Füßen schneiden, und nun ist der Beamte abermals ein Gefangener, diesmal auf der Alm, die von jeher im Verdacht steht, ein Unterschlupf für Schwärzer zu sein. Nolens volens bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Finanzwachmannschaft heimzuschicken mit der Ordre, des Respizienten Stiefel sofort herauf zu bringen, sofern Seppele „die Gnade gehabt hat, die zwangsweise entlehnten Stiefel des Respizienten zurück zu geben".

So muß denn der Vorgesetzte mit dem armen Fuchs auf der Alm zurückbleiben, Beide als Opfer eines Schmugglerstreiches. Indeß die Sennerin den Finanzer pflegt und immer wieder frische Erde auflegt, um die Geschwulst zu mildern, untersucht der Rispizient möglichst harmlos die inneren Räume der Alphütte, bis er zur Ueberzeugung kommt, daß auf Schnapfentheja keine Waaren verborgen sind, wiewohl Winkel genug sich vorfinden, in denen Schmuggelwaare aufbewahrt werden könnte. Der Malefiz-Seppele traut der Finanzwache doch nicht so weit, um Alphütten zu Waarenlagerplätzen zu benützen, da die Kontrole auf den Almen eben jederzeit möglich ist und thatsächlich auch Sommers über sehr oft vorgenommen wird. Wenn nun Seppele auf dem gestrigen Zug die Waaren nicht heroben gelassen hat, so muß er sie jedenfalls, da auch nicht anzunehmen ist, daß er sie auf dem Gletscherfeld liegen ließ, nach Galtür hinunter geschafft haben.

Zur Bergung der geschmuggelten Waare reicht nun der Vorsprung einer Nacht ziemlich aus, doch pflegt die Vertheilung nicht so rasch zu erfolgen, namentlich wenn der Abnehmer mit dem Fuhrwerk noch nicht in Sicht ist. Blitzähnlich durchzuckt den Respizienten der Gedanke, bei Seppele eine regelrechte Hausdurchsuchung zu halten. Der Höfler ist frech genug; es sieht ihm ähnlich, daß er die Säcke gleich im Großen in seinem Hause verborgen hält, bis der Abnehmer sie holt. Wenn der Respizient nur gleich fort könnte! Aber ohne Stiefel kann er doch den steinigen Weg hinunter nicht zurücklegen.

Qualvoll verinnen langsam die Stunden, bis endlich ein Mann der Wache die Stiefel des Herrn Respizienten bringt, die Seppele unter höflichsten Entschuldigungen selber in die Station gebracht habe. Der befreite Beamte lief nun mehr als er ging den Almpfad hinab und durchs Thal hinaus nach dem Dorf. Rasch war die Mannschaft beieinander, und marschirt nun, an ihrer Spitze der Respizient, an dem lauen Abend auf das Gehöft des Seppele zu. Der Marsch des Vorstandes mit drei Mann hinter sich fiel den ohnehin sehr wachsamen Galtürern augenblicklich auf, an Dachluken tauchten Köpfe auf, Bübchen erschienen plötzlich an der Straße oder plätscherten an der Trisanna, hielten aber in Wahrheit scharfen Auslug, wohin die Finanzer marschiren. Wie diese ins Haus des Seppele traten, waren die Buben wie weggeweht, und von Haus zu Haus ward die Kunde getragen, daß die Finanzer bei Seppele sind.

Seppele zeigt nicht die mindeste Ueberraschung ob des Besuches; er begrüßt den Beamten höflich und entschuldigt sich augenblicklich wegen des Versehens mit den Stiefeln, an dem der Schuster die Schuld trage.

„Gut, Seppele, aber habt Ihr denn nicht gemerkt, daß Ihr fremde Stiefel anziehet?“

„Es hat mir so sehr pressiret auf d' Alp zu kommen, daß ich gar nicht Acht gab, was für Stiefel ich anzog. Gepaßt haben sie, sü wär' die Sach' mir gleich aufg'fallen“, versichert treuherzig der pfiffige Tiroler.

„Schon gut, die plötzliche Almgeherei kennt man schon. Leugnet nicht lang, Ihr waret wieder paschen, und ich werde jetzt Hausdurchsuchung vornehmen. Gieb er mir die Boden- und Kellerschüssel freiwillig, sonst lass' ich die Schlösser mit Gewalt aufbrechen!“ befiehlt der Beamte.

Seppele zuckt mit keiner Wimper. Ganz gelassen erwidert er: „Woll, woll, Hearr, sofort und augenblicklich wird alles offen sein, sobald der Hearr Respizient den Erlaubnißschein von der Finanz-Landes-Direktion zu einer Durchsuchung vorweisen kann. Früaher nit, Hearr, und auch nicht mit Gewalt. Alli bin noch ich Hearr im Haus. Und bis der Schein da ischt, muß ich Enk bitten mein Haus zu verlassen. Adjes beinander! Damit drückte er den Beamten sammt seiner Mannschaft sanft zur Thüre hinaus.

Der Respicient beißt sich die Lippe blutig, er könnte schreien vor Wuth und Aerger, von dem Malefizbauern so gründlich heimgeschickt worden zu sein. Der Lump ist in seinem Recht, man kann nichts machen, bevor der Erlaubnißschein zu einer Hausvisitation von der Direktion ausgestellt ist; denn in flagranti wurde Niemand abgefaßt und auch Niemand flüchtig und im Hause Schutz suchend gesehen. Wenn der Oberschwärzer nichts im Hause hätte, würde er die Haussuchung natürlich spöttisch gestattet haben. Die Weigerung deutet auf das Vorhandensein von Kontrebande, es gilt nun, von Innsbruck die Erlaubniß zu erwirken und das Haus so lange zu bewachen, bis die Haussuchung vorgenommen werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Lenau und die Jüdin.

Von Leopold von Sacher-Masoch.

Im Jahre 1834 war Nikolaus Lenau aus Amerika zurückgekehrt, enttäuscht, mißmuthig und schwermüthiger als jemals. Diese amerikanische Katastrophe in dem Leben des Poeten, dessen erste 1832 erschienene Gedichtsammlung ihn rasch in ganz Deutschland bekannt gemacht, ist durch Ferdinand Kürenberger in seinem Roman „Der Amerikamüde“ meisterhaft zur Darstellung gebracht worden. Die Seelenkämpfe des unglücklichen, genialen Mannes stehen hier lebendig vor uns.

In Wien, wo Lenau zuerst wieder Aufenthalt nahm, zog er sich von aller Welt, sogar von seinen besten Freunden zurück. Ganze Tage brachte er in seiner Wohnung zu, lesend, grübelnd, träumend. Dazwischen warf er ein paar Verse auf das Papier, oder spielte die Geige, die er wunderbar nach Zigeunerart zu behandeln verstand. Dann wieder verließ er plötzlich sein Haus und trieb sich in der schönen Umgegend der Kaiserstadt umher, um schließlich ermüdet, nicht selten mit zerrissenen Kleidern und Stiefeln in sein Heim zurückzukehren. Mit Vorliebe machte Lenau einsame Spaziergänge in schönen Mondnächten, denn er liebte den Mond. Der schwermüthige Dichter trieb sich dann zumeist in den wilden ungepflegten Theilen des Praters oder in den bewaldeten Donauauen umher.

Als er eines Abends von einem dieser Ausflüge heimkehrte, traf er in einer entlegenen Straße des damaligen Judenviertels einen Mann im langen Kaftan mit dem langen Bart und den Löckchen eines polnischen Juden, welcher, das bleiche Gesicht dem Monde zugekehrt, wie es schien, kabalistische Formeln murmelte und von Zeit zu Zeit seinen Kaftan schüttelte und in die Höhe hüpfte. Nachdem Lenau ihm eine Weile erstaunt zugesehen hatte, trat er an ihn heran und befragte ihn. „Ich bete,“ gab ihm der Jude zur Antwort, „man nennt das den Mond heiligen, indem man ihn zu Hülfe ruft gegen Feinde und Neider.“ Lenau, der jede Gelegenheit sich zu belehren begierig ergriff, kam mit dem Manne in ein lebhaftes Gespräch und wurde zum Schlusse von dem polnischen Juden zum Besuche der kleinen Synagoge eingeladen, in der ein Theil seiner frommen Landsleute sich zu versammeln pflegen.

Am Col-Nidre-Abend*) erinnerte sich Lenau dieser Einladung und suchte die in einer engen, dunklen Straße gelegene Synagoge auf. Es war dies ein echt polnisches Bethaus und auch die Leute, welche hier an dem Gottesdienst theilnahmen, zeigten sich nicht nur in ihrem Anzug, sondern auch in ihrem ganzen Gebahren als echte Kinder des Ostens. Alle waren in ihren weißen Grabgewändern erschienen, beteten laut und schrieen durcheinander, die einen stehend das Gesicht zur Wand gekehrt, andere auf der Erde niedergekauert, einzelne liegend, den Kopf gegen die Wand gelehnt.

Während gerade ein herrlicher Gesang angestimmt wurde, warf Lenau einen Blick auf die niedrige Gallerie, auf der sich die Frauen befanden und entdeckte hier einen schönen Mädchenkopf von wunderbarer Sanftmuth, bleich, von schwarzen Flechten umrahmt, der ihn zugleich entzückte und rührte. Als der Gottesdienst zu Ende war, folgte er dem reizenden jüdischen Mädchen, das an dem Arme eines alten Mannes den Heimweg antrat, bis zu dem alten halbverfallenen Hause, in dem die beiden wohnten, und kehrte dann heim, um die Nacht hindurch bis zum Morgen auf seiner Geige die melodiereichen, ergreifenden Weisen des Col-Nidri-Abends nachzuspielen.

Seit diesem Abend ging Lenau täglich, wenn es dunkel geworden war, an dem Hause vorüber, in dem das schöne Mädchen wohnte. Ihr alter Vater hatte einen Trödlerladen zu ebener Erde, ein kleines Gewölbe, angefüllt mit allen möglichen Dingen. Lenau war glücklich, wenn er das Mädchen zwischen bestaubten Bücherhaufen, alten Möbeln, Bildern, Kleidern und Geräthen an einem kleinen Tische sitzen und beim Kerzenlicht in irgend einem Buche mit naiver Aufmerksamkeit lesen sah, während das gelbliche Licht ihr liebliches Antlitz beschien und ihre Lippen sich leise bewegten . . .

Endlich trat er eines Abends ein und begann die Bücher, welche in einer Ecke aufgeschichtet lagen, zu besichtigen. Das junge Mädchen, das sich Esterka Aramit nannte, zeigte und empfahl ihm verschiedene Werke und verrieth dabei so viel Bildung und Urtheil, daß die Verwunderung des Poeten immer größer wurde. Er kaufte endlich einen Band von Goethe und da ihn das Mädchen freundlich einlud wieder zu kommen, erneuerte er seinen Besuch in kurzer Zeit, und es währte nicht lange, so war er ein täglicher Gast in dem kleinen Trödlerladen. Jedesmal gab es ein langes Gespräch mit der schönen Esterka, welche auch ihrerseits die Gelegenheit begierig ergriff, sich mit einem geistvollen, erfahrenen, vielfach unterrichteten Mann zu unterhalten.

Eines Abends, als Lenau sie wieder lesend fand, fragte er Esterka lächelnd: „Was haben Sie da für ein Buch?“ Sie reicht ihm den Band und er entdeckte zu seiner Ueberraschung, daß es seine eigenen Gedichte waren, mit denen sich die schöne Jüdin beschäftigt hatte.

„Gefallen Ihnen diese Gedichte?“ fragte er rasch.

„Gewiß“, erwiderte das Mädchen. „Ich glaube, sie müssen jeden ergreifen. Der Dichter scheint recht unglücklich zu sein.“

„Sie können Recht haben, Esterka“, sagte Lenau, „ich selbst bin es, der diese Verse gemacht hat.“

Da das schöne Mädchen ihn halb erschreckt, halb zweifelnd ansah, zog Lenau lächelnd seinen Reisepaß hervor und zeigte ihr denselben. Jetzt, wo sie daran glauben mußte, daß er der Dichter der „Schilflieder“ war, welcher ihr gegenüber stand, wich sie fast ehrerbietig zurück und ihre dunklen Augen hingen mit kindlicher Begeisterung an seinem farblosen, düstern Antlitz. Lenau hatte sich indeß an dem kleinen Tische, auf dem die Kerze brannte, niedergelassen und begann, während er die Hand über die Augen legte, Esterka einige seiner neuen, noch ungedruckten Gedichte vorzutragen. Sie hörte stumm, tief ergriffen zu, und als er sie an diesem Abend verließ, zögerte sie, ihm wie sonst die Hand zu reichen.

Seit diesem Abend an war das Verhältniß der Beiden ein anderes geworden. Es währte nicht lange, so wußte das kluge Mädchen, daß der schwermüthige Dichter sie liebte und er fühlte, daß sie seine Zuneigung in ihrer sanften, schwärmerischen Weise erwiderte. Es war dies eine stumme Liebe ohne Wunsch, ohne Hoffnung, ohne jede Aussicht in die Zukunft. Sie tauschten hier und da einen Blick, einen Händedruck, nie kam ein Wort des Einverständnisses über ihre Lippen.

So verging fast ein Jahr und wieder rückte die Zeit der großen jüdischen Feste heran. Da Lenau den Wunsch aussprach, einmal eine Laubhütte zu sehen, lud ihn Esterka ein, sie einmal Abends während des Laubhüttenfestes zu besuchen. Er kam an einem Tage, wo der Hof des von dem Trödler bewohnten Hauses von der silbernen Dämmerung des Mondlichts erfüllt war und Esterka führte ihn mit der unschuldigen Freude eines glücklichen Kindes in die aus grünem Laub erbaute, mit dem Schilde Davids, dem Palmenzweige und der Cederfrucht, wunderlichen, phantastischen Vögeln und verschiedenen Früchten geschmückte Hütte. Hier saßen sie zusammen auf der rohgezimmerten Bank bei dem schlichten Tische und die wundersame Stimmung der Mondnacht löste Lenau die Zunge. In dieser Stunde gestand er Esterka zum ersten mal, daß er sie liebte. Sie schien weder erschreckt noch verwundert.

„Ich weiß es“, murmelte sie, „lange schon weiß ich es, und mein Herz gehört Ihnen und wird niemals einem anderen gehören. Ich bin so glücklich, zu wissen, daß ich etwas in Ihrem Leben bedeute, aber das ist auch Alles. Niemals können wir uns angehören, Alles trennt uns, vor Allem unser Glaube und die Vorurtheile der Welt, in der wir leben. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen: Als Bogdan Hmielnizki, der Kosakenhetman, seinen Rachezug gegen Polen unternahm, das Land weithin verwüstete, Städte und Dörfer plünderte und niederbrannte, den polnischen Adel schlachtete, fielen auch mehr als fünfmal hunderttausend Juden unter dem Schwerte der Kosaken. Viele Tausende flohen in die Nachbarländer und damals war es auch, wo meine Ahnen hier eine Zufluchtsstätte fanden. Ein Kosak hatte ein schönes Judenmädchen geraubt und wollte sie zwingen sein Weib zu werden. Als die Unglückliche sah, daß es für sie keine Rettung gab, beschloß sie lieber zu sterben, als den Glauben ihrer Väter abzuschwören. Sie bot dem Kosaken an, ihm eine Salbe zu bereiten, deren Gebrauch ihn schuß- und hiebfest machen werde. Nachdem sie dieselbe bereitet hatte, bestrich sie sich mit ihr und forderte den Kosaken auf, seine Pistole auf sie abzuschießen. Er that es, und das Mädchen stürzte todt nieder. Und diese Geschichte sagt mehr als tausend Worte . . .“

Lenau gab ihr Recht. Er kam nach wie vor in den Trödlerladen und schien zufrieden, wenn Esterka ihm einen zärtlichen Blick schenkte. Eines Abends nahm er jedoch plötzlichen Abschied.

„Wohin gehen Sie, weshalb wollen Sie mich verlassen?“ fragte Esterka, die noch bleicher geworden war.

„Ich kann nicht mehr,“ murmelte Lenau, „ich liebe Dich zu sehr.“ Da legte die schöne Jüdin die Arme um ihn, und zum ersten Mal berührten sich ihre Lippen.

„Jetzt gehen Sie“, flüsterte sie, „leben Sie wohl für immer!“ Lenau warf rasch ein paar Verse auf ein Blatt Papier, reichte dasselbe Esterka und eilte dann davon. Sie aber las, während Thränen ihre Augen verschleierten:

„Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht Dir bot,
Wünscht ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.“

*) Das jüdische Versöhnungsfest.

Die Hygiene des Bades.

Von Dr. O. Stein.

(Nachdruck verboten.)

Mit dem Eintritt der warmen Jahreszeit beginnt die Badesaison, und von Neuem ist uns der langentbehrte Genuß der Flußbäder vergönnt. Leider muß zugegeben werden, daß ein großer Theil der Bevölkerung sich dieses unvergleichlichen Stärkungsmittels der Gesundheit nicht bedient. Man schützt bald Mangel an Zeit vor, obgleich man sie zum Besuch der Biergärten vollauf übrig hat, andererseits beruft man sich auf die Gesundheitsschädigungen, die man nach dem unvorsichtigen Gebrauch von kalten Bädern hier und da eintreten sieht. Nun ist es ja richtig, daß die kalten Bäder zuweilen Störungen des körperlichen Wohlbefindens nach sich ziehen, aber doch nur dann, wenn man, wie schon angedeutet, die Regeln der Hygiene unbeachtet läßt. Hält man sie dagegen gewissenhaft ein, so schaden die Flußbäder nicht nur nicht, sondern sie führen vielmehr eine allgemeine Kräftigung unseres Organismus herbei.

Wenn von dem Werth des Bades die Rede ist, so liegt die Frage nahe: Warum baden wir uns überhaupt? Die nächstliegende Antwort ist die: der Reinlichkeit wegen. Damit ist aber immer noch keine Erklärung gegeben, denn es würde sich sofort daran die zweite Frage schließen, wodurch sich die Reinlichkeit, d. h. die Entfernung des Schmutzes von der Haut, auf das Körperbefinden äußert? Diese Einwirkung wollen wir uns denn auch zuerst klar zu machen suchen.

Wenn sich der Staub auf die Haut niederschlägt und dort durch die Aussonderungen der Talgdrüsen und Schweißdrüsen festgehalten wird, so überzieht sich der ganze Körper allmählich mit einer firnißartigen Kruste. Die Kruste ist nun ein guter Wärmeleiter, sie nimmt also leicht Wärme an, giebt sie aber auch leicht wieder ab. In Folge der letzteren Eigenschaft entzieht sie der Haut Wärme und kühlt dadurch den Körper außergewöhnlich ab. Im Gegensatz hierzu darf man die reine Haut als einen schlechten Wärmeleiter ansehen. Sie schützt durch ihr Verhalten sowohl vor einer zu schnellen Erwärmung als auch vor einer zu schnellen Abkühlung. Eine gut gepflegte, reine Haut verleiht uns also einen wirksamen Schutz gegen Erkältungen. Die Beeinflussung des thierischen Körpers durch einen ihn völlig bedeckenden Ueberzug kann man deutlich an einem Experiment sehen. Ueberzieht man nämlich ein Thier mit einem undurchlässigen Firniß, so geht es alsbald zu Grunde, weil erwiesener Maßen durch diesen guten Wärmeleiter eine hochgradige Abkühlung des Thieres herbeigeführt wird.

Das ist aber nicht die einzige Wirkung der Reinigung. Denn die Schmutzdecke, die sich beim Aussetzen von Bädern bildet, liefert zugleich einen guten Nährboden für mikroskopisch kleine Parasiten verschiedenster Art. Es sei hier nur an den Erbgrind, die scherende Flechte und die Krätze erinnert, die durch Mikroorganismen erzeugt werden, welche sich auf der Haut ansiedeln. Also auch vor ihrer Erwerbung bewahren uns von Zeit zu Zeit wiederholte Bäder.

In dieser Weise äußern sich alle Bäder, mögen sie nun warme oder kalte sein. Daneben weisen die beiden getrennten Arten wegen der von einander abweichenden Wassertemperatur aber noch besondere Einwirkungen auf. So reinigen die kalten Bäder, mit denen wir es bei den Flußbädern ja zu thun haben, nicht nur den Körper, sondern sie kühlen ihn auch in nicht unbeträchtlicher Weise ab. Auf diesen Punkt werden die Vorsichtsmaßregeln, die beim Flußbade zu berücksichtigen sind, in erster Linie berechnet sein müssen. Der Körper sucht der Abkühlung durch eine gesteigerte Wärmeerzeugung entgegenzuarbeiten, indem er seine Reservestoffe in größerer Menge aufbraucht, oxydirt oder verbrennt, wie man zu sagen pflegt. Das kalte Bad befördert demnach den Stoffwechsel des Körpers. Die Steigerung des Stoffwechsels wird durch die mit dem kalten Bade verbundene Muskelthätigkeit noch erhöht. Denn unwillkürlich werden die Bewegungen des Badenden um so lebhafter, je kälter das Bad selbst ist. Die Vermehrung des Verbrennungs-Prozesses im Körper zeigt sich fühlbar in dem Appetit und dem Hungergefühl, die sich nach dem Bad einstellen.

Die Abkühlung der Haut durch das kalte Wasser ruft auch mechanische Aenderungen in derselben hervor. Es ziehen sich nämlich die in ihr verlaufenden kleinen Blutgefäße zusammen, wodurch eine gewisse Stauung des Blutes in den inneren Organen bedingt wird, zu deren Ueberwindung eine Verstärkung der Herzthätigkeit nöthig ist. Das ist der Grund, warum sich im kalten Bad anfänglich zuweilen Herzklopfen bemerkbar macht. Auch hierauf müssen sich die Vorsichtsmaßregeln richten.

Schließlich sei noch die Einwirkung erwähnt, die das kalte Bad auf die Athmung ausübt. Der Reiz, den die Abkühlung der Haut auf unsere Nerven äußert, pflanzt sich fort und bringt namentlich eine energischere Bewegung der Lungenflügel hervor. Wir athmen im kalten Bade häufiger und tiefer, wie sich denn stets, wenn wir eben erst in die Fluthen hinabgestiegen sind, unser Brustkorb durch einen tiefen Athemzug ausdehnt. Durch die Anregung der Lungenthätigkeit treiben wir also ganz unwillkürlich Lungengymnastik und durchlüften unsere Lunge gründlicher als sonst mit frischer, reiner Luft.

Alle die geschilderten Momente werden noch gesteigert durch die Ausübung des Schwimmens. Die gleichmäßige, fast alle Muskeln des Körpers in Bewegung setzende Thätigkeit und der Widerstand, den ihm die Wellen entgegensetzen, zieht eine der Massage ähnliche Durcharbeitung der Organe nach sich.

Wenden wir uns nun, nachdem wir die Einwirkung des kalten Bades kennen gelernt haben, zu den Vorsichtsmaßregeln, die dabei zu beachten sind. — Zunächst wollen wir die Frage erörtern: Wann soll man baden? Darauf ist zu erwidern: Nur dann, wenn der Magen nicht mit Speisen angefüllt ist. Das Baden stört die Verdauung und ruft auch sonst noch mancherlei Störungen kurz nach dem Essen hervor. Die beste Badezeit ist daher früh am Morgen, wo man noch so gut wie nüchtern ist, oder am Abend vor dem Abendessen. Wer an diesen beiden Tageszeiten das Bad nicht nehmen kann, der soll es dann wenigstens so einrichten, daß immer erst einige Stunden nach einer größeren Mahlzeit verstrichen sind, ehe er das Bad aufsucht.

Zahlreiche Versehen werden sodann gemacht, bevor man wirklich in das Bad hinabsteigt. Eine allgemein verbreitete Regel besagt, daß man möglichst langsam in das Bad gehen soll. Man wartet deshalb häufig, nur mit den Unterkleidern bekleidet, eine Viertelstunde und noch länger in der Badezelle, ehe man sich in das Wasser begiebt. Man will sich durch ein solches Verhalten vor einer zu jähen Abkühlung und einer etwaigen Erkältung schützen. An sich erscheint diese Maßregel vollkommen berechtigt und doch ist sie falsch. Wir haben gesehen, daß das kalte Bad dem Körper Wärme entzieht. Soll diese Wärmeverringerung für uns nicht schädlich werden, so müssen wir also noch einen gewissen Ueberschuß an Wärme abzugeben haben. Das ist aber nicht der Fall, wenn wir noch so lange außerhalb des Wassers in nur mangelhaft bekleidetem Zustande warten, bis uns, wie es oft vorkommt, vielleicht ein Frösteln beschleicht. Diejenige Wärmemenge, welche wir noch zuzusetzen hätten, ist bereits verflogen, und treten wir jetzt in das kalte Wasser, wo nochmals eine Wärmeverminderung stattfindet, so entsteht hier für unseren Körper ein Wärmedefizit, das dann gerade die gefürchtete Erkältung zeitigen kann.

Es ist deshalb nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß die in dieser Hinsicht vermeintlich vorsichtigsten Bader sich am leichtesten einer Erkältung aussetzen. Hat man einen größeren Weg bis zu dem Badeplatze zurückzulegen, so warte man in den Kleidern, bis sich der Herzschlag wieder beruhigt hat und die Körperwärme auf das normale Maaß zurückgegangen ist. Dann entkleide man sich rasch und gehe ohne Aufenthalt in das Wasser.

Wir haben ferner gehört, daß das kalte Bad die Herzthätigkeit vermehrt. Wegen dieser Erscheinung sollen deshalb Personen, die eine starke Körperanstrengung zu leisten hatten, durch die die Muskeln und das Herz ermüdet wurden, von dem kalten Bade abstehen. Das Herz ist durch die vorhergehenden Anstrengungen ermattet und ist dann leicht den an dasselbe durch das Bad neu herantretenden Anforderungen nicht mehr gewachsen. Ein plötzlicher Tod durch Herzlähmung kann die Folge einer solchen Ueberanstrengung sein. Die Fälle, wo anerkannt tüchtige Schwimmer plötzlich untersanken und ertranken, sind meistens auf einen derartigen Zusammenhang zurückzuführen.

Aus denselben Gründen ist auch nach starken seelischen Erregungen das kalte Bad zu vermeiden. Denn auch bei ihnen wird ja die Herzthätigkeit stark in Mitleidenschaft gezogen.

Von Wichtigkeit ist ferner für die Bekömmlichkeit die Dauer des Bades. Die allgemeinen Angaben, daß das Bad desto kürzer sein soll, je kälter es ist, und daß es nicht über eine Viertelstunde ausgedehnt werden soll, sind nur von bedingtem Werth. Einen viel besseren, für jede einzelne Person zweckdienlichen Maßstab besitzen wir in unserem Körper selbst. Der Aufenthalt im Wasser kann so lange ausgedehnt werden, als das Wohlbefinden unseres Körpers anhält. Ein mahnendes Zeichen aber, das Bad zu verlassen, ist es, wenn sich ein Frostgefühl oder die sogenannte Gänsehaut bemerkbar macht, denn nun ist der Wärmezuschuß, über den der Körper verfügt, erschöpft und ein längeres Verbleiben in dem nassen Element ist unrathsam. Wenn auch nicht immer ein sichtbarer Schaden durch zu lange fortgesetztes Baden entsteht, so ist es doch bei öfterer Wiederholung ohne Zweifel nachtheilig für die Gesundheit. Die Wirkung des Bades soll ein Gefühl der Behaglichkeit und Krafterhöhung, nicht aber Mattigkeit und Schwäche sein. Wo sich diese letzteren Erscheinungen zeigen, da hat man entweder das kalte Bad bereits zu lange ausgedehnt, oder es ist überhaupt nicht empfehlenswerth.

Auf jeden Fall unzweckmäßig ist das kalte Bad für Kinder in den ersten Lebensjahren und für Greise. Denn es stellt, wie erwähnt, zu hohe Anforderungen an die Wärmeerzeugung, denen der Organismus weder im frühen Kindesalter, noch im Greisenalter gewachsen ist. Bei Personen im höheren Alter bewirkt zudem das durch die Zusammenziehung der Hautgefäße zurückgestaute und unter hohem Druck stehende Blut leicht eine Zerreißung der verkalkten und deshalb weniger widerstandsfähigen Wände der Blutgefäße. Ebenso haben Herzkranke und mit chronischen Leiden behaftete Personen das kalte Bad zu meiden. Auch gewisse Hautkrankheiten, wie Röthungen, Quaddeln, Knötchen oder Bläschenbildungen werden durch kalte Bäder verschlechtert.

Unter eine Temperatur von 14 Grad R. sollen im Allgemeinen die Bäder nicht herabgehen, wenn auch zugegeben werden muß, daß manche Personen auch eine niedrigere Temperatur ohne Schaden ertragen. Den Abschluß des Bades hat eine tüchtige Abreibung des Körpers, nicht nur ein leichtes Abtrocknen, zu bilden, damit die Haut gereizt und der Blutstrom wieder in sie gelenkt wird.

Deutschland gehört zu denjenigen Ländern, wo verhältnißmäßig sehr wenig gebadet wird. Aber gerade in unserer aufreibenden Zeit sollte man sich dieses Stärkungsmittels der Gesundheit desto eifriger bedienen, denn noch immer besteht der alte Wahrspruch zu Recht: Nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.